

DIE RACHE DES URWALDS

Ein Einwanderungsschicksal aus einer Familienchronik

Hilda Siri

Es ist noch früher Tag. Die ersten Sonnenstrahlen streifen die dunklen Wälder auf den Anhöhen. Doch im Tal, wo ein munteres Bächlein springt, ist es noch neblig und kühl. Ein sauberer, ausgetretener Weg windet sich durch die ‚Roças‘ und führt über Geröll und Gestrüpp den Berg hinan. Dort schreitet eine Kolonistenfamilie zu ihrem Tagewerk. Der Aufstieg wird gefährlicher, je näher sie sich dem Walde nähern. Es gilt ein Stück Urwald zu roden, neues Pflanzland urbar zu machen.

Voran geht der Vater, die Axt gebuckelt, ein großes Hackmesser in der Rechten. Ihm folgen die Söhne, der größte eine Säge tragend, die Kleineren beladen mit Buschmessern, Fuchsschwanz und Tragkörben mit der Tagesnahrung. In groben Hosen oder Röcken, verwaschenen Hemden, an den staubigen Füßen die sandigen Schlappen, so pilgert die zwölköpfige Familie den Berg hinan. Die Mutter, mit dem Jüngsten an der Hand, bildet den Abschluss. Sie bleiben immer weiter hinter den anderen zurück. Niemand achtet darauf. Sie geht in Gedanken versunken, ab und zu streift ein stolzer Blick die kräftigen Jungen und Mädchen, ihre Kinder. Der Kleine hängt schwer an ihrem Arm und klagt über Steine und Dornen, die seine Füße verletzen.

„Es fällt mir fast zu schwer“, sagt die Mutter. „Ich bin des ewigen Kampfes mit dem Urwald überdrüssig. Ich kann nicht mehr. Ich bin schon müde. Ein Kind nach dem anderen. Und jedes braucht Land. Anfangs um es zu nähren, dann... um ihm Arbeit, Verdienst und Zukunft zu geben. Ich kann die Angst vor der feindlichen Wildnis nicht überwinden.“

Trotzdem ist sie gewiss, dass sie, wenn das Fällen und Roden beginnt, Kräfte haben wird wie ein Mann und nicht ermüden wird. Sie weiß auch, dass der Kampf mit dem grünen böartigen Ungetüm alle zur Begeisterung und immer neuen Kraftproben hinreißen wird. Denn gerade die Urbarmachung ist das Interessanteste und Abenteuerlichste im harten Tagewerk des Kolonisten. Sie ist auch in ihrem tiefsten Inneren fest davon überzeugt, dass sie nicht erlahmen wird, bis der Kleinste versorgt ist, seinen Acker hat und versorgt ist.

Sie freut sich schon jetzt auf diese Zeit, auf ihr Alter und malt sich oft aus, wie schön es sein wird, still auf der Veranda ihres Hauses zu sitzen, die Hände in den Schoss zu legen, und auf das Land zu schauen, auf das besiegte, gebändigte, fruchtbare. Doch dieses Ziel liegt noch in weiter Ferne. Dort oben droht der Wald, der noch besiegt werden muss.

„Ich habe Angst vor dir.“ Sie sucht mit den Blicken die eintönig grüne Fläche, die sich scheinbar bis in die Unendlichkeit ausdehnt. „Ich habe immer gefürchtet, du würdest uns alle verschlingen, bevor wir deiner Herr würden.“

„Setz den Strohhut auf,“ mahnt sie den Kleinen. „Die Sonne sticht schon heftig.“ Sie bindet den Knoten unter dem zarten Kinn und der Junge schmiegt seine kleine Hand wieder in die große schwielige Hand der Mutter. Ein warmer Strom tiefen Glücksempfindens entquillt ihrem Herzen und ihr Mund spricht wieder zuversichtlich und heiter:

„Wir zwei werden ihn schon packen, du und ich, den bösen Wald.“

„Er ist nicht böse“, sagt das Kind, „er ist schön und es gibt dort viel zu sehen. Doch diesmal will ich ihn anzünden, nicht immer der Emil. Ich will das Feuer machen.“

„Ja, diesmal darfst du den Wald anzünden.“

Hatten die alten Bäume, die zähen dicken Schlingpflanzen, das wirre Gestrüpp je ein solches Konzert vernommen?

Sonst lauschten sie dem Rauschen der Baumkronen, dem Rascheln und Rieseln der Blätter, dem Knacken der Äste, dem Aufprall eines mürben Stammes; dem Brüllen der Affen, dem Zirpen und Summen der Insekten, dem Gleiten einer Schlange, dem Ruf der Vögel, dem sanften Schritt eines Jaguars und dem Todesschrei eines geschlagenen Tieres. Urlaute, eintönige Melodien, in der heißen Sonne ein Schlummerlied, bei anbrechender Nacht eine anschwellende Ouvertüre, dann wieder das Brausen eines tobenden Gewitters, rasender Stürme oder wochenlang das eintönige Tropfen des Regens. Doch immer war es die ureigene, ewige Symphonie des jungfräulichen Urwaldes.

Jetzt klingen fremde Töne von Baum zu Baum und erschüttern ihr Wesen in jäher Angst. Sie erzittern in dumpfem Weh und in machtloser Wut. Was sie wahrnehmen ist der Schlachtgesang ihrer Vernichtung.

Der Wald hält den Atem an und lauscht.

Jetzt geht ein Raunen von Stamm zu Stamm. War es die viele hundert Jahre alte ‚Peroba‘, die den Befehl gab?

Sogar die heimtückischen Schlingpflanzen wispern es ihren Ernährern zu und sinkende Blätter teilen es den Gräsern und Farnen mit: Wir wollen uns rächen! Sie sollen nicht ungestraft unsere Herrlichkeit vernichten. Und ein krummer verästelter Baum, der unter seinen Genossen wenig Achtung genießt, lacht hämisch und niederträchtig: „Ich werde den Racheakt ausführen.“

Die Riesen nicken Beifall.

„Fällt mich nur,“ frohlockt der verkrüppelte Baum. „Ich sterbe eines leichten Todes. Denn ich räche den Wald.“

Er wartet gespannt, bis die Axt ihn berührt und blickt wählend hinunter auf Vater, Mutter und Kinder. Kalt und abschätzend folgt er jeder Bewegung. Jetzt spürt er die Schlingen und Stricke, die ihn in die Tiefe ziehen sollen, in die vorgeschriebene Richtung.

Erwartungsvolle Spannung liegt in der Luft. Auch die Menschen sind von ihr ergriffen. Gleich wird er stürzen.

Noch einmal ächzt der Baum, spöttisch und grausam und dann sinkt er um.

Doch nicht dorthin, wo Mann und Söhne ihn ziehen, sondern eigenwillig in eine andere Richtung, und erschlägt mit seinem krummen Knie die Mutter. Sie sah ihn sich neigen, spürte seinen Luftdruck, wollte entweichen, doch im Schreck erstarrt, erhält sie den wuchtigen Schlag, der sie hinstreckt und sie der Sinne beraubt.

Der Wald hält den Atem an und lauscht.

Dann braust er jubelnd auf. Doch sein Lied wird übertönt von dem schrecklichen Schmerzensschrei, der wie aus einer einzigen Brust heraus, sich elf Kehlen entringt.

Vater und Söhne heben mit Aufwand aller Kräfte den Baumstamm von dem zuckenden Körper. Ihr Schweiß mischt sich mit dem Blut der sterbenden Mutter. Der weiche Humus saugt alles gierig auf.

Sie schlägt noch einmal die Augen auf und blickt in die grünen Kronen ihrer Feinde, die ihr noch im Sterben den geliebten Anblick des blauen Himmels rauben.

„Es waren immer meine Feinde,“ die blutleeren Lippen bewegen sich kaum. „Ich ahnte, sie würden mich töten.“

Und lebhafter fährt sie fort: „Laßt den Kleinen den Wald anzünden. Ich habe es ihm versprochen.“

Langes, banges Schweigen, indem der Todesengel sie zärtlich umarmt. „Halte mich fest, Mann, es wird dunkel. Ach, und es wird Ruhe.“

Fontes:

Serra-Post-Kalender, Ijuí, Ulrich Löw, 1955, p. 107-110.

Zwanziger, Iris. *Die alte Truhe*. 2ª ed. Campinas, edição da autora, 2000, p. 31-34.